

Zwei Leben

Daniel Suter hat 40 Miniaturromane fürs VPOD-Magazin verfasst – und jetzt wieder einen neuen grossen. Mit über 700 Seiten bewegen sich «Die Unvergleichlichen» in Buddenbrook-Dimensionen – auch punkto erzählter Zeit: ein halbes Jahrhundert verfließt, und zwar, wie es die Gattungsbezeichnung «Parallelroman» nahelegt, zweifach, nämlich in zwei Frauenschicksalen, die zunächst nichts miteinander zu tun haben und sich erst am Ende kreuzen. Die Hauptfiguren, 1889 und 1892 geboren, wachsen einem recht ans Herz. Die eine: Basler Grossbürgerin, die trotz kriselnder Firma des Mannes keine Geld-, aber dafür genug andere Sorgen hat. Die andere, in Berlin geboren, in Zürich aufwachsend, findet früh den Weg in die Kommunistische Partei. Und bringt als Sekretärin nicht nur die beiden Buben durch, sondern ernährt auch die Fa-



milie des Vaters und die unehelichen Kinder von dessen Dienstmädchen. Suter folgt seinen Protagonistinnen von der Kindheit um 1900 bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs. Jedem «Buch Paula» folgt ein «Buch Jenny». Zu den eindrücklichsten Basler Szenen gehört der Tod von Jennys elfjährigem Buben; in Zürich ist es die Verhaftung Paulas nach

Daniel Suter: *Die Unvergleichlichen. Parallelroman. Zürich (Edition 8)*
2015. 750 Seiten, 39.90 Franken.

dem KP-Verbot 1941, zu einem Zeitpunkt, als sie sich längst vom verbohrt stalinistischen Kurs der Partei abgewandt hat. Überhaupt die Zeitumstände: Wie sie im Verbund mit Charaktereigenschaften (Jennys Gedankenschärfe und Contenance, Paulas Milde und Grossherzigkeit) ein Schicksal erzeugen, ist bei Suter eindrücklich erfahrbar. Klasse und Geschlecht tun das ihre, die Entfaltung von Anlagen zu hintertreiben. Vielleicht wäre Jenny zu anderer Zeit eine grosse Pianistin geworden? Und Paula, hätte sie nicht so früh für andere sorgen müssen, hätte Nationalökonomie zu Ende studiert. Das Buch endet so: Mitten im Krieg entsteht eine neue Liebe, welche die beiden Frauen als Schwiegermütter endlich in Verbindung bringt. | slt

Susi Stühlinger Datenschutz

Ich vernehme ein leises Bimmeln. Gefolgt von lauten Flüchen. Dann pralle ich um ein Haar mit Koni zusammen, der, den Blick aufs Handy geheftet, um die Ecke biegt. In China sollen sie eigene Trottoirs für Smartphone-User haben, um genau derartige Kollisionen zu vermeiden, sage ich zur Begrüssung. Ich solle mich jetzt nicht auch noch über ihn lustig machen, erwidert Koni erbost. Dieses Höllengerät verhöhne ihn schon genug. In diesem Moment bimmelt es erneut. Koni hat den Fehler gemacht, sich auf Anraten seines Sohnes ein Chat-Programm herunterzuladen. Seither kontaktieren ihn auf diesem Kanal ständig ungefragt irgendwelche Leute, ob er nun will oder nicht. Denn das ist die Unsitte des Programms. Sobald jemand deine Telefonnummer gespeichert hat, kannst du dagegen nichts tun.

Das Unternehmen, das die besagte Chat-Applikation anbietet, bekleckert sich bekannterweise nicht gerade mit Ruhm, was den Umgang mit Nutzerdaten angeht. Es gibt letztere gern auch mal der Privatwirtschaft oder dem Geheimdienst weiter. Doch das scheint fast einer Milliarde Anwenderinnen und Anwendern weltweit egal zu sein. Nicht so Koni. Die Fichenaffäre hat ihn sensibilisiert, zumal auch sein Name in der Kartei erfasst worden war: «Trinkt häufig Bier mit ... und ...» hatte der Staatsschutz damals sinnigerweise über ihn zu notieren gewusst. Deshalb habe er Massnahmen treffen müssen, sagt Koni. Damit kein Schnüffelstaat je etwas mit seinem Smartphone-Chat anfangen könnte, setzt er nun auf gezielte Desinformation. Wahllos schreibt er jenen, die ihn ungefragt kontaktieren, allerlei Nonsense zurück. Er zeigt mir ein paar Musterli: «Der launige Fleischkäse hat den Hangar verlassen.» Oder: «Im Nahmen Allahs, der sexy Polyp ist um 18 Uhr abholbereit.» Oder: «Superschlank in nur drei Minuten. Wer jetzt keinen Holzkopf hobelt, den holt der Rundfunk.»

Letzteres hat er unglücklicherweise just jener ehemaligen Arbeitskollegin geschickt, die seit Langem mit ihrem Übergewicht kämpft und eigentlich nur fragen wollte, ob er das Radio, das er am Arbeitsplatz zurückgelassen hatte, noch brauche.

Egal, sagt Koni, der Datenschutz fordert halt Opfer. Die Effizienz der Methode einmal dahingestellt, finde ich diese Einstellung löblich. Zu viele Leute in meinem Umfeld begegnen den derzeitigen Bestrebungen der Politik, uns in nie dagewesener Weise auf Schritt und Tritt überwachen zu lassen, mit Achselzucken. Ist mir doch egal, ich habe ja nichts zu verbergen, heisst es dann. Oder: Die können das doch sowieso schon, wenn sie nur wollen. Oder: Wenn sie damit auch nur einen Terroranschlag vereiteln, dann hat sich das doch gelohnt. Dass damit einschneidende Eingriffe in unser aller Privatsphäre einhergehen – deren Konsequenzen kaum abschätzbar sind –, wird in Kauf genommen. Es bimmelt wieder. Ob ich an seiner Stelle etwas Wirres zurückschreiben dürfe, frage ich. Nützt nichts, sagt Koni. Diesmal sei es seine Frau. Und die überwache ihn derart lückenlos, wie kein Geheimdienst es je könnte.



Susi Stühlinger ist Autorin, Schaffhauser Kantonsrätin und Jusstudentin.